

thriller

POZNANSKI STROBEL

anonym

WUNDERLICH



Ursula Poznanski • Arno Strobel

Anonym

Thriller

Über dieses Buch

Du verabscheust deinen Nachbarn? Du hast eine offene Rechnung mit deiner Exfrau? Du wünschst deinem Chef den Tod? Dann setze ihn auf unsere Liste und warte, ob die anderen User für ihn voten. Aber überlege es dir gut, denn manchmal werden Wünsche wahr ...

Es ist der erste gemeinsame Fall von Kommissar Daniel Buchholz und seiner Kollegin Nina Salomon, und er führt sie auf die Spur des geheimnisvollen Internetforums «Morituri». Dort können die Mitglieder Kandidaten aufstellen und dann für sie abstimmen. Dem Gewinner winkt der Tod. Aber das Internet ist unendlich, die Nutzer schwer zu fassen. Nur der Tod ist ausgesprochen real, und er ist näher, als Buchholz und Salomon glauben ...

Vita

Ursula Poznanski wurde 1968 in Wien geboren. Sie war als Journalistin für medizinische Zeitschriften tätig. Nach dem fulminanten Erfolg ihrer Jugendbücher «Erebos», «Saeculum», «Layers» landete sie bereits mit ihrem ersten Thriller «Fünf» auf den Bestsellerlisten. Bei Wunderlich folgten «Blinde Vögel» und «Stimmen» sowie zusammen mit Arno Strobel die Bestseller «Fremd», «Anonym», «Schatten» und «Invisible». Ursula Poznanski lebt mit Mann und Sohn in der Nähe von Wien.

Arno Strobel, 1962 in Saarlouis geboren, studierte Informationstechnologie und arbeitete lange bei einer großen deutschen Bank in Luxemburg, bis er sich an das Schreiben von Romanen wagte. Mit seinen Psychothrillern «Der Trakt», «Das Wesen», «Das Skript», «Der Sarg», «Das Dorf», «Die Flut» und «Tiefe Narbe» erklomm Strobel die Bestsellerlisten. Arno Strobel lebt mit seiner Familie in der Nähe von Trier.

Mord ist der Wollust nah
wie Rauch dem Feuer.

William Shakespeare

Prolog

Sie stoßen ihn in den Dreck und reißen ihm alles vom Leib. Ausrüstung, Uniform, die Unterwäsche. Sie schlagen und treten auf ihn ein. Er versucht, Gesicht und Genitalien zu schützen, indem er sich zusammenkrümmt und die Arme um den Kopf schlingt.

Es sind zwanzig oder dreißig Gestalten in wallenden Gewändern, manche von ihnen tragen darüber Patronengurte. *Ansar Dine*.

Sie haben ihn und seine beiden Kameraden in einem kleinen Kaff im Norden Malis, unweit von der Stadt Azawad, überwältigt, durch das sie bei einer Kontrollfahrt mit dem Jeep am späten Nachmittag gekommen waren. Serge und Ralf sind bei dem Überfall erschossen worden, ihn selbst haben sie mit Gewehrkolben niedergeknüppelt und zum Dorfrand geschleppt.

Mit lautem Geschrei fesseln sie ihm die Hände vor dem Körper, zerren ihn brutal zu einem der Häuser und drücken ihn mit dem Rücken zur Wand in die Hocke. Seine Unterarme liegen auf den nackten Oberschenkeln.

Einer von ihnen kommt auf ihn zu und zeigt ihm eine Handgranate. Er kennt das Modell. Eine amerikanische M67,

Wirkungsradius fünfzehn Meter, im Umkreis von fünf Metern tödlich. Von den fanatischen Arschlöchern bei Überfällen erbeutet oder von Unterstützern auf dem Schwarzmarkt besorgt.

Der Mann spuckt ihm unverständliche Worte in der Sprache der Tuareg entgegen, zieht den Splint ab und wirft ihn achtlos auf den Boden. Er verpasst ihm einen schnellen und festen Stoß gegen die nackte Brust, der ihn nach hinten kippen lässt. Die Hauswand verhindert, dass er auf den Rücken fällt. Bevor er sich aus der schrägen Lage befreien kann, schiebt der Kerl die Handgranate zwischen die Hauswand und seine Schulterblätter. Er stöhnt auf. Das metallene Ei drückt hart gegen seine Wirbelsäule, der Sicherungsbügel schabt ihm die Haut ab.

Von irgendwoher dringen Schreie zu ihnen herüber. Hohe, hysterische Schreie. Die Männer werfen ihm noch einen letzten, verächtlichen Blick zu, dann wenden sie sich ab.

Er konzentriert sich darauf, den Druck seines Rückens gegen die Handgranate konstant zu halten. Wenn sie abrutscht und herunterfällt, wenn sie auch nur verkantet und der Sicherungsbügel nicht mehr eingedrückt bleibt, ist es vorbei. Genau drei Sekunden bis zur Detonation. Zu kurz, um sich aus dieser Position heraus in Sicherheit zu bringen.

Das Geschrei wird lauter. Zwei der Ansar-Dine-Kämpfer kommen aus einer kleinen Gasse und zerren eine Frau hinter sich her. Nein, es ist keine Frau. Er kann sie auf die Entfernung nicht genau erkennen, aber ... sie ist höchstens fünfzehn Jahre

alt. Sie trägt westliche Kleidung, das schwarze Haar hängt ihr wirr ins Gesicht.

Ein Stück von ihm entfernt bleiben die Männer stehen und stoßen sie in den Dreck. Sie krümmt sich zusammen, genau wie er zuvor. Die Männer brüllen eine Weile auf sie ein, dann zerren sie ihr die Kleidung vom Körper. Bevor sie jedoch die Hände vor dem Körper fesseln, stülpen sie ihr eine Burka über, die ein Dritter bringt. Erst dann wird sie auf die Füße und in seine Richtung gezerrt. Als sie ihn erreichen, hört er ihr Wimmern. Er erkennt die Panik in ihrer Stimme, die Angst vor dem Unausweichlichen.

Minuten später lehnt das Mädchen ein paar Meter neben ihm in der gleichen Position wie er mit dem Rücken gegen die Wand.

Die Kerle stehen zusammen, beobachten sie noch eine Weile. Dann wenden sie sich ab und verschwinden in einer Gasse. Nur zwei von ihnen bleiben und setzen sich im Schatten eines Hauses etwa fünfzig Meter entfernt in den Sand.

Er überlegt, wie lange das Mädchen wohl durchhalten wird. Zwei Stunden, vielleicht drei. Wenn sie einen starken Willen hat und körperlich fit ist.

Sie redet fast ununterbrochen in weinerlichem, flehendem Ton auf ihn ein. Sie spricht französisch, und doch versteht er kaum ein Wort. Er schaut zu ihr hinüber, sagt, sie soll den Mund halten und ihre Kraft sparen. Sie redet weiter. Weint weiter.

Seine Beine schlafen ein. Nach einer halben Stunde versinkt die Sonne. Es wird nur Minuten dauern, bis es dunkel wird. Die Dämmerung in diesem verdammten Land ist kurz.

Menschen tauchen auf, Einheimische. Sie bleiben stehen, senken ihren Blick aber sofort, als sie die beiden Bewaffneten entdecken, und verschwinden mit schnellen Schritten wieder.

Das Mädchen hält keine drei Stunden durch. Auch keine zwei.

Gleichzeitig mit der Detonation, die ihm fast die Sinne raubt, rasen stechende Schmerzen durch seinen ganzen Körper. Etwas spritzt ihm ins Gesicht. Warm, nass. Es kostet ihn fast unmenschliche Kraft und Konzentration, aber er schafft es, nicht umzufallen. Erst als er die Stimmen der Kämpfer hört, nimmt er seine Umgebung wieder wahr. In weitem Umkreis sind die glühenden, dampfenden Reste der Burka verteilt. Dazwischen ebenfalls dampfende, abgetrennte Gliedmaßen und zerfetzte Reste des jungen Körpers.

Das Bild verschwindet. Alles verschwindet.

Er öffnet die Augen, starrt an die Decke über sich. Es ist kein langsames Herübergleiten vom Traum in die Realität, sondern ein übergangsloser Wechsel vom Schlaf in den Wachzustand. Wie eine Lampe, die man anknipst.

Für einen kurzen Moment kehren seine Gedanken zu diesem Traum zurück, dieser hundertsten Wiederholung eines seiner Erlebnisse. In Afghanistan, im Kosovo, in Mali. Zwölf Stunden hatte es damals gedauert, bis ein Konvoi der regulären französischen Armee die Gruppe Ansar-Dine-Kämpfer

vertreiben und ihn aus seiner Lage befreien konnte. Zwölf Stunden, in denen diese Wichser ihn abwechselnd beobachteten und darauf warteten, dass die Kraft ihn verließ und er eine falsche Bewegung machte. In denen er reglos dahockte, nackt, der Körper ein einziger Schmerz, das Gesicht mit trocknenden Teilen des zerfetzten Mädchens bedeckt. Nur von einem Gedanken beherrscht: ihnen diese Genugtuung nicht zu geben.

Er richtet sich auf, kehrt in die Gegenwart zurück. Der bevorstehende Tag wird seine ganze Konzentration erfordern.

Der Traum hinterlässt keinerlei emotionale Regung in ihm.

Damals wie heute herrscht in seinem Inneren absolute Leere. Sie ist nützlich, diese Leere. Damals wie heute.

1

Es ist kurz vor acht, als ich am Präsidium ankomme. Ich finde einen Parkplatz ganz außen, sodass die Gefahr von Macken im Lack oder gar Beulen durch fremde, falsch aufgerissene Türen immerhin halbiert ist. Nach Abstellen des Motors warte ich noch, bis die letzten Takte von John Miles' «Music» verklungen sind, bevor ich aussteige. Lauwarmer Wind streicht über mein Gesicht, am Himmel ist kein Wölkchen zu erkennen. Alles deutet auf einen gelungenen Wochenstart hin.

Allerdings treffe ich am Eingang Helmut Vogelbusch, was mich dazu veranlasst, meinen Optimismus etwas zu relativieren. Vogelbusch ist ein Kollege Anfang fünfzig und eigentlich ein netter Kerl. Leider hat er das ausgeprägte Bedürfnis, nicht nur die Welt, sondern auch jeden ihrer Bewohner zum Guten zu verändern. Ob der das nun möchte oder nicht.

«Guten Morgen», begrüßt er mich freundlich, doch der demonstrative Blick über mein Hemd, das neue maßgeschneiderte Sakko und hinunter zu den rahmengenähten Schuhen lässt mich ahnen, dass ich so glimpflich nicht davonkommen werde. Helmut kauft seine

Sachen ausschließlich in einem Shop für Fair-Trade-Kleidung und Bio-Mode. Jeder weiß das.

An diesem Morgen jedoch verkneift er sich eine Bemerkung zu meinem Outfit. Stattdessen richtet sich sein Blick an mir vorbei auf den Parkplatz. Ich ahne, was das bedeutet.

«Na, mit dem Auto da? Alleine?»

«Wie war dein Wochenende?» Ich versuche, seine Frage geflissentlich zu übergehen und mich in Smalltalk zu retten.

«Weißt du eigentlich, dass nur 25 Prozent aller Autos auf unseren Straßen für 90 Prozent des Schadstoffausstoßes verantwortlich sind?»

Wir betreten die Eingangshalle des Präsidiums.

«Ja, ich weiß, dass es ...», setze ich an, doch Vogelbusch lässt sich weder beirren noch beschwichtigen.

«Ein so kleiner Teil an Fahrzeugen sorgt für 95 Prozent des Rußausstoßes, 93 Prozent der Kohlenmonoxid-Emissionen und 76 Prozent der organischen Schadstoffe wie etwa Benzol. Du fährst doch diese uralte englische Dreckschleuder, nicht wahr? Wie heißt das Ding noch mal?»

Ich seufze innerlich. «Es ist ein Jaguar E-Type und ja, er ist alt. Aber eine Dreckschleuder ist dieser Wagen trotzdem nicht.»

Doch, ist er, und das weiß ich auch. Aber bei diesem Auto den Spritverbrauch auch nur zu erwähnen, ist praktisch ein Sakrileg.

Wir erreichen den Aufzug. Warten. Vogelbusch sagt nichts mehr, doch die Art, wie er mich ansieht und dabei den Kopf

schüttelt, dieser Blick zwischen Mitleid und Entsetzen ... er irritiert mich mehr als jede verbale Belehrung.

Die Aufzugtür gibt die leere Kabine frei. Vogelbusch drückt den Knopf für die dritte Etage, wir starren vor uns auf den Boden und schweigen.

Oben angekommen, nicken wir uns zu. Ich wende mich ab und wähne mich schon in Sicherheit, als er mir ein «Informier dich doch einfach mal über deinen persönlichen CO₂-Abdruck» hinterherruft. Dann gehen wir in unsere jeweiligen Büros.

Ich verdränge Vogelbusch aus meinen Gedanken, schalte den Computer an, werfe einen Blick auf die Uhr. Viertel nach acht. In 15 Minuten beginnt das Montagmorgen-Meeting der Abteilung LKA 4, Kapitaldelikte.

Während die Systemmeldungen über den Monitor huschen, fällt mein Blick auf den leeren Schreibtisch gegenüber. Heute soll meine neue Partnerin anfangen. Ich weiß so gut wie nichts über sie und bin gespannt. Sie soll noch recht jung sein.

«Buchholz?»

Mein Blick fällt auf die offene Tür, in der gerade meine Chefin auftaucht. Magdalena Arendt, Erste Kriminalhauptkommissarin.

Es gehört zu ihren Eigenarten, noch im Flur den Namen desjenigen zu rufen, den sie Sekunden später heimsuchen wird. In ihrer Stimme schwingt stets etwas Vorwurfsvolles mit, ein Unterton, der selbst meinen Namen wie eine Anklage klingen ließ.

Dabei glaube ich zu wissen, dass sie mich mag. Oder zumindest die Art, wie ich meinen Job erledige.

«Sie kommen genau richtig. Wir haben einen Toten in der Peutestraße. Auf einem alten Fabrikgelände, auf der Seite des Hovekanals. Die Kollegen in Uniform sind schon da. Nehmen Sie jemanden von nebenan mit, ich komme nach. Auf geht's.»

Das war's dann mit dem guten Wochenstart. Ich stehe auf.
«Irgendwelche Details?»

«Ja, der Hinweis auf die Leiche kam anonym per Telefon. Und zwar gleich mehrfach.»

«Mehrfach? Liegt der Tote an einer belebten Stelle?»

«Nein. Die Anrufer haben was von einem Forum im Internet gesagt, in dem ein Hinweis gepostet wurde.»

«Ein Forum.» Ich kann nicht glauben, was ich gerade gehört habe. «Sie meinen, jemand entdeckt eine Leiche, und statt uns zu informieren, postet er den Fundort in einem Internetforum?»

Arendt schüttelt den Kopf. «Es klang eher so, als würde sich jemand damit brüsten, den Mann getötet zu haben. Die Kollegen von der IT sind schon dran. Und jetzt los.»

Ich folge Arendt. Nebenan sitzt Christoph Janning am Schreibtisch, das trifft sich gut.

«Komm mit», sage ich. «Bei diesem herrlichen Wetter sollte man sowieso nicht im Büro hocken.»

Christoph fährt sicher und routiniert, aber wir müssen quer durch Hamburg und brauchen trotz Blaulichts und Sirene gute zwanzig Minuten bis zur Veddel.

An der Einfahrt zu dem ehemaligen Betriebsgelände steht ein Kollege. Er winkt uns durch und nickt mir mit steinerner Miene zu, als wir an ihm vorbeifahren.

Der längliche Backsteinbau wirkt düster, die dunklen, glaslosen Fensterlöcher tun ihr Übriges. Dahinter liegt grau und bleiern der Hovekanal.

Wir fahren über einen matschigen Weg auf zwei Männer und eine Frau in Uniform zu, die vor dem rot-weißen Absperrband postieren. Weiter hinten sehe ich Kollegen der Spurensicherung in weißen Papieroveralls. Einer von ihnen kniet ebenso wie der Rechtsmediziner neben dem auf dem Boden liegenden Körper, einem gewaltigen Fleischberg in dunklem Anzug. Wir steigen aus und zwängen uns ebenfalls in dünne, weiße Schutzoveralls. Dann schlüpfen wir unter dem Absperrband hindurch.

Der Tote liegt vor einer Reihe hoher Bambussträucher, hinter denen das Gelände zum Hovekanal hin steil abfällt. Neben einem losen Haufen Splitt sind Pflastersteine aufgestapelt. Große, dunkle Lachen aus getrocknetem Blut, durchsetzt mit schimmernden Scherben und undefinierbaren Bröckchen, sehen aus, als hätte jemand sie um die Leiche herum arrangiert.

Ich nicke Dr. Diewald zu, als er zu mir hochsieht. «Guten Morgen. Können Sie schon was sagen?»

«Moin.» Er deutet mit dem Kinn zum Kopf des Toten, dessen zerschnittene Lippen auseinanderklaffen und den Blick auf die Mundhöhle freigeben. Die untere Gesichtshälfte des Mannes ist

komplett mit einer Schicht aus eingetrocknetem Blut überzogen.

«Sein Mund ist voller Glasscherben und -splitter. Sehr dünne Splitter, vielleicht von zertrümmerten Weingläsern. Genaueres kann ich erst nach der Obduktion sagen.»

Er betrachtet das schwammige Gesicht zwei, drei Sekunden lang. «Aber es sieht danach aus, als ob er eine gute Portion der Scherben geschluckt hätte. Die müssen Mundraum, Rachen und Speiseröhre schwer verletzt haben.»

Er deutet auf die Lachen neben dem Körper. «Wenn ich mir diese Schweinerei hier so ansehe ... Offensichtlich hat er sich mehrfach übergeben. Er ist regelrecht ausgeblutet, erst nach innen, dann nach außen. Das ist ungewöhnlich. Selbst wenn die Scherben ihm Schnittwunden zugefügt haben ... dieser Blutverlust ist unverhältnismäßig. Könnte sein, dass er Gerinnungshemmer genommen hat.»

Der Mann liegt auf seinen Armen, die unter dem Rücken verschränkt sind. Die Augen starren blicklos gegen den Himmel. Das vollkommen durchtränkte Hemd spannt sich über gewaltige Fettwülste an Brust und Hüfte, zwei Knöpfe sind abgeplatzt und lassen den dunkel verfärbten Stoff auseinanderklaffen wie eine breite Fleischwunde. Die Haut darunter ist ebenfalls blutverschmiert, nur an einer Stelle neben dem wulstig nach außen gestülpten Nabel schimmert sie käsigt. Die Krawatte hängt seitlich über das Doppelkinn herab, die untere Hälfte liegt in einer eingetrockneten Lache.

«Wie bringt man jemanden dazu, Glasscherben zu schlucken?», frage ich. Der Rechtsmediziner zuckt mit den Schultern. «Keine Ahnung. Vielleicht hat man ihm die Nase zugehalten, und als er nach Luft geschnappt hat ... rein damit. Auch das werden wir wohl bei der Obduktion erfahren.»

«Der Mann heißt Michael Kornmeier, Rechtsanwalt aus Eppendorf», erklärt der Kollege von der Spurensicherung neben mir. «Er hatte seine Brieftasche mit dem Ausweis in der Innentasche des Sakkos. Da stecken auch noch über dreihundert Euro drin.»

«Familie?»

«Wird gerade gecheckt.»

«Sind seine Hände unter dem Rücken gefesselt?»

«Ja, mit Kabelbinder.»

Ich nicke und wende mich wieder an den Rechtsmediziner.

«Können Sie mir schon was zum Todeszeitpunkt sagen?»

«Sie wissen, wie ungenau das immer ist, aber es wird in der Zeit zwischen Mitternacht und vier Uhr passiert sein.»

Ich betrachte den gewaltigen Körper und frage mich, ob die Art des Todes etwas mit seiner Fettleibigkeit zu tun hat.

Diewald erhebt sich und deutet auf den Toten. «Er muss höllische Schmerzen gehabt haben. Und es ging nicht schnell. Eine Scheißart zu sterben.»

Das Geräusch eines ankommenden Autos hinter mir lässt mich den Kopf wenden. Ein grauer 5er-BMW. Meine Chefin.

Erst als sie schon angehalten hat, erkenne ich eine Person auf dem Beifahrersitz. Beide Türen werden geöffnet, Arendt

steigt aus und mit ihr eine junge Frau. Sie ist vielleicht Anfang dreißig und hat ihre kastanienbraunen Haare am Hinterkopf zu einem unordentlichen Knäuel zusammengesteckt. Ich gehe auf die beiden zu und betrachte die Frau genauer. Sie trägt eine enganliegende Jogginghose und ein mindestens ebenso enges Tanktop, auf dem sich an beiden Seiten große, ovale Schweißflecke abzeichnen. Ich schaudere. Die Füße stecken in schmutzigen Laufschuhen, und auch sonst wirkt sie nicht eben so, als wolle ich dicht neben ihr stehen. Sie lässt sich einen Overall geben und streift ihn mit ein paar schnellen Bewegungen über. Hoffentlich ist das nicht meine neue Partnerin. Arendt wirft einen kurzen Blick über meine Schulter zu dem Toten, bevor sie sich mir zuwendet. «Das ist Oberkommissarin ...»

«Nina Salomon», fällt die Frau ihr ins Wort und streckt mir die Hand entgegen. Der Blick, mit dem sie mich dabei mustert, erinnert mich irgendwie an den des Kollegen Vogelbusch: vorwurfsvoll und ein wenig abschätzig.

Ich zwinge mich, meine Gedanken beiseitezuwischen, und ergreife ihre Hand. Ihr Händedruck ist ungewöhnlich fest für den einer Frau.

«Sie kommen gerade vom Sport?», frage ich und deute auf den Overall, der nun ihr Outfit komplett verdeckt.

«Ja.» Wieder dieser musternde Blick. «Und Sie? Vom Shoppen?»

Oha! Noch nicht richtig angekommen und schon frech werden. Das kann ja heiter werden. Heimlich wische ich mir

die Hände an meinem Mantel ab.

«Schön, dass Sie sich auf Anhieb verstehen», sagt Arendt und deutet mit dem Kopf zu dem Toten. «Ich habe Frau Salomon auf dem Handy beim Joggen erwischt und sie direkt an ihrer Laufstrecke abgeholt, damit sie bei Ihrem ersten gemeinsamen Fall von Anfang an dabei ist. Also, was wissen wir bisher?»

Ich versuche, mich von dem Blick loszureißen, mit dem Nina Salomon mir selbstbewusst in die Augen sieht. Nein, nicht selbstbewusst. Dreist. Das ist der richtige Begriff für diese Art der ...

«Buchholz?»

«Ähm ... ja.» Ich wende mich meiner Chefin zu, ordne meine Gedanken und gebe ihr in knappen Sätzen einen ersten Bericht. Aus den Augenwinkeln sehe ich, dass mich Salomon kurz angrinst und dann an mir vorbei zu dem Toten geht.

«Ach, und es war kein Raubmord», beeile ich mich, fertig zu werden. «In seiner Brieftasche stecken über dreihundert Euro.»

Damit wende ich mich von Arendt ab und habe mit ein paar schnellen Schritten Salomon erreicht, die neben dem Toten in die Hocke gegangen ist. «Haben Sie mal Handschuhe für mich?», fragt sie einen der Kollegen.

Der Mann nickt eifrig und zieht ein Paar der dünnen Handschuhe aus seinem Overall. Ich bin versucht, sie zu fragen, was sie vorhat, halte mich aber erst einmal zurück. Als die Handschuhe sitzen, packt Salomon den Toten an der linken Schulter und dreht ihn mit verblüffender Leichtigkeit ein Stück zur Seite.

Ein paar Sekunden lang betrachtet sie die hinter dem Rücken gefesselten Hände, dann lässt sie den schweren Körper wieder zurücksinken.

«Ist Ihnen womöglich schon einmal der Gedanke gekommen, dass die Spurensicherung vielleicht noch nicht fertig ist und Sie gerade Spuren verwischen?», frage ich, irritiert über die Selbstverständlichkeit, mit der die junge Dame hier auftritt.

«Ja, deswegen habe ich danach gefragt, während Sie brav Bericht erstattet haben.»

«Hören Sie ...», möchte ich aufbrausen, besinne mich aber und zwingen mich zur Ruhe. «Und was haben Sie mit dieser spektakulären Aktion jetzt erreicht? Sie haben festgestellt, dass die Hände des Opfers gefesselt sind. Das hätte ich Ihnen auch sagen können. Allerdings wäre es dazu notwendig gewesen, dass Sie nachfragen, bevor Sie überflüssigen Aktionismus an den Tag legen.»

«Vor allem habe ich festgestellt, dass der Mann ermordet worden ist.»

«Ach, tatsächlich?»

Sie erhebt sich und macht einen Schritt auf mich zu. Unsere Gesichter sind jetzt nur noch einen knappen Meter voneinander entfernt. Mit langsamen Bewegungen zieht sie sich die Handschuhe von den Fingern.

«Ja. Ich hatte in meiner alten Abteilung einen Fall, in dem ein Mann einen Mord vortäuschen wollte, weil seine Lebensversicherung bei Selbstmord nicht gezahlt hätte. Er hat sich selbst die Hände hinter dem Rücken gefesselt. Wir sind

darauf gekommen, weil er es durch die mangelnde Bewegungsfreiheit nicht geschafft hat, die Kabelbinder so eng zu ziehen, wie das ein anderer getan hätte.»

Sie wartet ein paar Sekunden, dann fügt sie hinzu: «Hier sitzen sie so fest, dass sie dem Mann ins Fleisch schneiden. Da war eindeutig jemand anderes am Werk. Aber Sie als erfahrener Kollege wussten das sicher längst. Beim nächsten Mal werde ich also Sie fragen, statt nachzuschauen.»

Sie wendet sich ab und geht auf den Rechtsmediziner zu, der ein paar Meter abseits steht und an seiner Kamera hantiert.

Nach zwei Schritten bleibt sie stehen und dreht sich zu mir um.

«Übrigens ... Ich freue mich auf die Zusammenarbeit.»

2

Fünfeinhalb Kilometer, und es fühlt sich immer noch scheiße an. Puls 172, zeigt die Uhr an meinem Handgelenk, das heißt pro Minute hundertzweiundsiebzigmal stechendes Pochen hinter meinen Schläfen – wenn das kein Spaß ist.

Aber – selbst schuld.

Ich erhöhe mein Tempo, entweder es geht dann endlich besser, oder ich kotze eben in die Außenalster. Laufen hilft gegen Wut und gegen Kater, heißt es, beides könnte ich heute gut brauchen.

Aber offensichtlich mache ich etwas falsch. Die Kopfschmerzen durchlaufen gerade ein Upgrade von heftig auf höllisch, und dem Jogger, der mir lächelnd entgegenkommt, würde ich am liebsten das Grinsen aus dem Gesicht schlagen. Der dichte Berufsverkehr auf der vierspurigen Straße neben mir hebt meine Laune auch nicht unbedingt.

Wahrscheinlich wäre Taekwondo heute doch die bessere Wahl gewesen, aber ich habe noch keine Zeit gehabt, mich nach einem Studio umzusehen. Es war schon schwierig genug, auf die Schnelle eine Wohnung zu finden.

Selbst schuld.

An allem. Auch an dieser letzten Nacht, die ich besser ohne Alkohol und ohne Mann verbracht hätte. Aber nein, plötzlich hält Nina es nicht mehr aus, allein unter ihren Umzugskisten, in der großen fremden Stadt. Also geht sie aus, trinkt fünf Tequila und nimmt sich einen Künstler mit nach Hause.

Ich sollte beim Laufen nicht lachen, das gibt dann auch noch Hustenanfälle.

Dumme Idee jedenfalls, die Sache mit Tom. Jetzt, bei Tageslicht betrachtet. Er macht nicht den Eindruck, als wäre er nur auf einen One-Night-Stand aus, er schmiedet schon vorsichtige Pläne.

Ich würde dich gern malen. Dein Gesicht, so, wie es jetzt aussieht, verträumt und wild zugleich.

Ich fühle, wie mein Magen rebelliert, und weiß nicht, ob die Erinnerung oder der Restalkohol dafür verantwortlich ist.

Ich dumme Kuh.

Kann sein, dass ich das mit der Wut besser in den Griff bekommen würde, wenn nicht zusätzlich noch die Hälfte meiner Gedanken Behringers Tonfall hätten. Selbst schuld. *Selbst schuld, Salomon. Wenn Sie nicht begreifen, dass Sie Teil eines Teams sind, dann werden Sie eben kein Teil dieses Teams mehr sein. Ich erspare Ihnen das Disziplinarverfahren, aber Sie lassen sich besser versetzen.*

Sechs Kilometer und weiße Blitze vor den Augen. Die Kopfschmerzen haben gewonnen. Ich laufe langsam aus, greife nach der Wasserflasche und hole die Tabletten aus meiner Gürteltasche. Zwei Thomapyrin, dann sollte ich mich in einer

halben Stunde wieder wie ein Mensch fühlen. Und fähig sein, so zu tun, als würde ich mich freuen über die – wie hat Behringer es genannt? – neue Chance.

Tabletten in den Mund stecken, zweimal draufbeißen, dann wirken sie schneller. Nicht drauf achten, wie scharf das schmeckt. Runterspülen.

Ich habe die Wasserflasche noch an den Lippen, als mein Handy klingelt. Eine Mobilnummer, aber keine, die ich eingespeichert habe.

«Salomon», melde ich mich knapp.

«Guten Morgen, Frau Salomon, hier spricht Arendt. Wir hatten schon gemailt, erinnern Sie sich?»

Allerdings. Magdalena Arendt, Erste Kriminalhauptkommissarin. Ich werfe einen Blick auf die Uhr – bin ich zu spät? Wir hatten halb zehn vereinbart ...

Sie wartet meine Antwort nicht ab. «Wir werden uns leider nicht wie geplant in meinem Büro kennenlernen. Es gab heute Morgen einen Leichenfund, sehr wahrscheinlich ein Gewaltverbrechen, ich bin auf dem Weg dorthin. Wo sind Sie gerade? Zu Hause?»

Ich schlucke den Rest des bitteren Breis, der mir noch am Gaumen klebt. «An der Außenalster. Ich war gerade laufen.»

«Wo genau?»

Ich sehe mich um. So gut kenne ich Hamburg noch nicht. «Ziemlich nah am Zentrum. Nicht weit von mir ist diese Brücke ...»

«Die Kennedybrücke», unterbricht sie mich. «Sehr gut, ich kann in etwa fünf bis sieben Minuten bei Ihnen sein. Warten Sie auf mich vor dem Atlantic, ja?»

Ich brauche ein paar Sekunden, bis ich begreife, dass sie das Hotel Atlantic meint. Noch bevor ich bestätigen kann, hat sie schon aufgelegt.

Wir treffen beinahe gleichzeitig ein. Ihr Nobelschlitten hält direkt neben mir, das Beifahrerfenster gleitet nach unten. «Sind Sie Nina Salomon?»

Ich nicke und steige ein.

Aschblonder Pagenkopf, teurer Hosenanzug, dezentes, fast maskulines Parfum. Sie wirft mir nur einen kurzen Blick zu, verliert aber kein Wort über mein fleckiges Tanktop, sondern kommt sofort zur Sache.

«Es tut mir leid, dass Sie jetzt keine Zeit haben, sich erst mal zu akklimatisieren und im Team zurechtzufinden», sagt sie, während sie sich wieder in den Verkehr einordnet. «Aber da Sie mit Buchholz arbeiten werden und er den neuen Fall übernimmt, dachte ich, es wäre gut, wenn Sie gleich mit einsteigen.»

«Sehe ich genauso.» Ich lehne mich im Sitz zurück. Gnädigerweise beginnen die Tabletten jetzt zu wirken. Arendt hat gute Chancen, mir sympathisch zu werden. Schnörkellos und effizient, das mag ich bei Kollegen.

Eine Weile sitzen wir schweigend nebeneinander, und gerade, als ich sie fragen will, ob sie mir schon etwas zu dem neuen Fall erzählen kann, ergreift sie wieder das Wort. «Ich

habe den anderen nicht erzählt, warum Sie sich haben versetzen lassen. Es ist meiner Meinung nach nicht nötig, dass jeder das weiß. Aber ich erwarte, dass Sie sich bei uns an die Regeln halten.»

Ich sehe sie von der Seite an und zähle bis drei. «Das ist der Plan», murmele ich dann, froh darüber, meinen ersten Impuls unterdrückt zu haben. Ich bin mittlerweile so daran gewöhnt, sofort in Verteidigungsstellung zu gehen, dass ich bereits eine scharfe Entgegnung auf den Lippen hatte.

Wir erreichen unser Ziel knapp fünfzehn Minuten später. Ein aufgelassenes Industriegebäude, vor dem mehrere Autos parken. Ein Stück weiter links der vertraute Anblick von Menschen, die sich über etwas beugen. Über jemanden. Andere stehen zu zweit oder dritt daneben und unterhalten sich.

«Okay.» Arendt stellt den Motor ab und öffnet die Fahrertür. «Sehen wir uns das mal an.»

Wir steigen aus. «Aber zuerst werde ich Ihnen Buchholz vorstellen», verkündet sie und geht voran, auf zwei Männer zu, die uns den Blick auf die Stelle versperren, an der das Opfer liegen muss.

Beide tragen die weißen Einwegoveralls, die innerhalb der Absperrung Pflicht sind, haben aber die Kapuzen bereits abgestreift und die obersten Klettverschlüsse geöffnet. Der eine Mann – auffällig klein, schütteres Haar, breites Lächeln – nickt uns freundlich entgegen.

Der andere trägt unter dem Overall ein dunkles Sakko.

Ich schicke Stoßgebete zum Himmel, dass der Zwerg mein künftiger Partner ist, vor allem, weil der Zweite mich ansieht, als wäre ich gerade aus einer Jauchegrube gekrochen. Schnösel.

Arendt und ich steigen ebenfalls in die obligatorischen Overalls und tauchen unter dem Absperrband durch. Von hier aus gelingt es mir, einen ersten Blick auf den Toten zu erhaschen. Anzugträger, stark übergewichtig, hat viel Blut verloren. Er interessiert mich deutlich mehr als die zwei Männer, vor denen wir nun stehen. Ich werde das mit der Begrüßung kurz halten.

Arendt nickt dem Sakkoträger zu. Na klar, alles andere wäre auch zu schön gewesen. «Buchholz, das ist Oberkommissarin ...» Sie zögert kurz, als wäre mein Name ihr entfallen.

«Nina Salomon», springe ich ein und strecke Buchholz meine Hand entgegen, die er sichtlich widerwillig ergreift. Bestimmt riecht sie jetzt stundenlang nach *Dior Homme*, er muss kürzlich darin gebadet haben. Mein Blick streift die polierten Maßschuhe, die er unter den halbdurchsichtigen Plastiküberziehern trägt. Meine Güte.

«Sie kommen gerade vom Sport?», fragt er.

Toll beobachtet. «Ja. Und Sie? Vom Shoppen?»

Er zuckt mit keiner Wimper. Schade. Hätte mir Spaß gemacht, sein Selbstbild schon von Beginn an wenig ins Wanken zu bringen.

«Schön, dass Sie sich auf Anhieb verstehen.» Arendt wirft mir einen warnenden Blick zu und Buchholz einen, den ich

nicht deuten kann. «Ich habe die Frau Oberkommissarin auf dem Handy beim Sport erwischt und sie direkt an ihrer Laufstrecke abgeholt, damit sie bei Ihrem ersten gemeinsamen Fall direkt von Anfang an dabei ist. Also, was wissen wir bisher?»

Buchholz antwortet nicht gleich, sieht mich immer noch an. Ob er Haarspray verwendet? Gel ganz bestimmt. Außerdem, das entdecke ich jetzt erst, sind seine Fingernägel manikürt.

«Buchholz!», wiederholt Arendt, deutlich lauter diesmal.

«Tut mir leid.» Er räuspert sich. «Der Tote wurde heute Morgen kurz vor acht Uhr gefunden, eine Viertelstunde später waren die ersten Kollegen da. Die Todesursache scheint sehr ungewöhnlich zu sein, der Mann hat Glassplitter geschluckt, die ihm so schwere innere Verletzungen zugefügt haben, dass er verblutet ist. Dazu kann Dr. Diewald sicher noch mehr sagen.» Buchholz beobachtet mich aus den Augenwinkeln, als wäre er nicht sicher, ob das alles auch wirklich für meine Ohren bestimmt ist. Na gut. Ich mache mir ohnehin lieber selbst ein Bild.

Ich lasse ihn stehen und gehe auf den Toten zu, bedacht darauf, weder in Blut zu treten noch die nummerierten Aufsteller zu verschieben.

Er liegt auf dem Rücken und auf seinen Händen, die nicht zu sehen sind. Ein Bein ist leicht angewinkelt, er hat stark aus dem Mund geblutet.

«Nina Salomon, Oberkommissarin», stelle ich mich den Spurensicherern vor. «Kann ich? Oder sind Sie noch nicht so

weit?»

Beide nicken. «Wir sind fast fertig», sagt der Kleinere von ihnen und rückt für mich ein Stück zur Seite. Ich gehe in die Hocke.

«Haben Sie mal Handschuhe für mich?»

Diesmal ist es der größere Kollege, der nickt und mir ein Paar hinüberreicht.

Neben mir sind eben die Maßschuhe aufgetaucht. Rahmengenäht, na klar. Ich tue, als hätte ich es nicht bemerkt, fasse den Toten an der Schulter und drehe ihn zur Seite.

Kabelbinder, so festgezurt, dass sie tief in die fettgepolsterten Handgelenke schneiden. Aufgequollenes Fleisch rund um die Fesseln.

«Ist Ihnen gar nicht der Gedanke gekommen, dass die Spurensicherung vielleicht noch nicht fertig ist und Sie gerade Spuren verwischen?» Buchholz klingt jetzt ernsthaft erbost. Hält er mich für eine Anfängerin?

«Ja, deswegen habe ich danach gefragt, während Sie brav Bericht erstattet haben.»

Okay, das *brav* hätte ich mir sparen können. Andererseits ist es ganz gut, wenn wir die Fronten sofort klären. Ich werde ihn auch künftig nicht vor jedem Handgriff um Erlaubnis fragen.

«Hören Sie», beginnt er, bremst sich aber sofort wieder. Atmet durch. «Und was haben Sie mit dieser Aktion jetzt erreicht?», fährt er fort, betont ruhig. «Sie haben festgestellt, dass die Hände gefesselt sind. Das hätte ich Ihnen auch sagen können. Allerdings wäre es dazu notwendig gewesen, dass Sie

nachfragen, bevor Sie überflüssigen Aktionismus an den Tag legen.»

Gekränkten männlichen Stolz habe ich noch nie besonders ernst nehmen können. Trotzdem verkneife ich mir die Antwort, die mir auf der Zunge liegt, und erkläre ihm meine Gründe. Schmiere ihm am Ende sogar noch ein wenig Honig ums Maul, wenn auch mit sarkastischem Unterton, aber damit wird Buchholz künftig ebenso klarkommen müssen wie ich mit seiner Duftwolke.

Wichtiger ist im Moment der Gerichtsmediziner, der eben dabei ist, die Fotos auf seiner Kamera zu sichten. Ich gehe zu ihm, vielleicht lässt er mich über seine Schulter schauen.

Diesmal geht Buchholz mir nicht nach. Wahrscheinlich hat er dran zu knabbern, dass diese erste Runde an mich geht.

Ein guter Zeitpunkt für ein Friedensangebot. Ich drehe mich noch einmal zu ihm um. «Übrigens – ich freue mich auf die Zusammenarbeit.» Was in diesem Moment nicht mal gelogen ist.

Trotzdem bereue ich den Satz schon wenig später, denn Arendt nimmt ihn zum Anlass, mir die Rückfahrt in ihrem Wagen zu verweigern, nachdem der Tote abtransportiert ist und alle sich auf den Weg ins Präsidium machen. Stattdessen winkt sie den sympathischen Kleinen mit dem schütterten Haar zu sich.

Mir nickt sie nur kurz zu. «Fahren Sie mit Buchholz», sagt sie.